
Konfession und wirtschaftliche Entwicklung

Rezension von: Peter Hersche, *Muße und Verschwendung. Europäische Gesellschaft und Kultur im Barockzeitalter*, Verlag Herder, Freiburg im Breisgau, zwei Bände, 1.206 Seiten, € 80,20.

Hersche hat ein monumentales Werk verfasst. Dies dokumentiert sich nicht allein im Umfang, sondern auch in der Konzeption. Er unternahm es, eine umfassende Geschichte des Katholizismus in der frühen Neuzeit zu erarbeiten, und zwar im Hinblick auf sämtliche Aspekte der historischen Forschung, also von der Kirchen- über die Sozial- bis zur Wirtschaftsgeschichte.

Dieser Ansatz scheint für den Ökonomen gerade unter dem Gesichtswinkel der Neuen Institutionenökonomie (NIE) relevant, weil die historische wirtschaftliche Entwicklung einer Region in hohem Maße durch deren Institutionenstruktur determiniert wird und diese daher umfassend zu erforschen ist. Hier interessiert vor allem der lang andauernde Entwicklungsrückstand Süd- und Osteuropas. Wie weit kann dieser der katholischen Prägung dieser Gebiete zugeschrieben werden?

In der einleitenden Positionierung seiner Arbeit versteht sich Hersche als Gegenpol zur traditionellen deutschsprachigen Geschichtsschreibung. Diese sei seit der Aufklärung dem Fortschritt verpflichtet, sieht den historischen Prozess auf ein Ziel gerichtet, auf die „Modernisierung“. Sie sei daher tendenziell protestantisch und borussisch. Damit übersehe sie alternative Entwicklungen oder etikettiere solche als „rückständig“.

Hier hält man das erste Mal inne. Sicherlich ist dem Autor darin zuzustimmen, dass die Geschichtsschreibung bis in die jüngste Gegenwart oft ideologisch aufgeladen ist und damit Werturteile liebt. In diesem Zusammenhang scheint sicherlich auch der Begriff „Modernisierung“ problematisch. Und ganz gewiss muss nicht jede Ausprägung der zeitgenössischen westlichen Gesellschaft als optimaler Endpunkt einer Entwicklung gesehen werden. Andererseits darf man sich dadurch nicht den Blick auf den Prozesscharakter vieler historischer Abläufe verstellen lassen. Das gilt gewiss für die Industrialisierung, deren Voraussetzungen systematisch entstanden, sicherlich auch durch Zufälle vorangetrieben wurden und welcher gegenüber natürlich Alternativen existierten. Viele Regionen versuchten diese institutionellen Voraussetzungen von Europa zu übernehmen, manche nicht. Die islamische Welt findet heute ihre Identität in präindustriellen Strukturen. Das soll man als Historiker nicht bewerten, muss es aber zur Kenntnis nehmen.

Unterschiedliche Katholizismen

Im ersten Schritt seiner Untersuchung weist Hersche auf die unterschiedlichen Katholizismen der frühen Neuzeit hin. Da sind zunächst die südeuropäischen Länder Italien, Spanien und Portugal. Dort war die Konfession durch eine – auf die Einwohner bezogene – hohe Zahl von Klerikern gekennzeichnet, welche in ihrem niederen Teil wenig gebildet und für Korruption und weltliche Vergnügungen anfällig schienen. Die Religiosität dieser Region blieb stark emotionell bestimmt, mit Vorliebe für Feste, Wallfahrten, Feiertage und Heiligenverehrung. Die Architektur entwickelte die

notorischen üppigen barocken Formen mit prachtvollen Altären und zahllosen Heiligenstatuen.

Demgegenüber wirkte der Katholizismus im deutschsprachigen Raum etwas zurückgenommen. Die direkte Konfrontation mit den Protestanten erforderte eine strengere und stärker intellektuell bestimmte Position, die sich auch im starken Einfluss des Jesuitenordens manifestierte. Hier setzte sich die Gegenreformation, wie sie mit dem tridentinischen Konzil eingeleitet wurde, am stärksten durch. Nur im Süden dieser Region, also in den Habsburgischen Ländern, überwog eher der südeuropäische Charakter der Konfession.

Als spezieller Fall präsentiert sich der französische Katholizismus. Deswegen Unterschiedlichkeit lässt sich an einigen charakteristischen Merkmalen festmachen. Da ist zunächst der Umstand, dass der „Allerchristlichste König“ dem religiösen Aspekt in seiner Außenpolitik gar keinen Stellenwert einräumte, sondern aus nationalem Interesse ständig mit den Türken paktierte. Darüber entwickelte die französische Kirche im „Gallikanismus“ sehr eigenständige Züge und hielt deutlich Distanz zu Rom. Das langjährige Zusammenleben mit den Hugenotten zwang sie in eine konkurrenzfähige Position, die sich nicht nur in der spirituellen Literatur niederschlug, sondern auch in einem vergleichsweise sparsamen Kirchenbau und schließlich in einem eher asketischen Glaubensvollzug, der sich vor allem im Jansenismus manifestierte, welcher manche Ähnlichkeiten mit dem Protestantismus aufwies. Der Autor meint auch, dass jene französische Politik dafür charakteristisch gewesen sei, welche versuchte, der wirtschaftlichen Spitzenposition Englands und der Niederlande nahe zu kommen und

mit dem Namen Colbert verbunden war.

Die beiden Konfessionen wiesen unterschiedliche soziale Schwerpunkte auf. Während der Protestantismus seinen im Bürgertum fand, stützte sich der Katholizismus stärker auf den Adel sowie die Bauernschaft. Dies erkläre sich nicht allein daraus, dass Letzterer für die Landbevölkerung weit adäquatere Formen der Religiosität vermittelte, sondern auch daraus, dass es in der frühen Neuzeit im katholischen Raum zu einer gewissen Refeudalisierung gekommen sei.

Auch im Bevölkerungsanteil der Geistlichen ergaben sich gravierende Differenzen. Betrug die Quote bei den Protestanten etwa 0,2%, erreichte sie im katholischen Bereich deutlich höhere Werte – freilich mit beträchtlichen regionalen Unterschieden. Im deutschsprachigen Raum und in Frankreich lagen die Anteile bei etwa 0,5%, nahmen aber in Südeuropa deutlich zu. Hier erreichten sie Werte von bis zu 5%, wobei sie in den Städten manchmal weit darüber hinausgingen. Generell wuchs die Zahl der Kleriker im Laufe der frühen Neuzeit, erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als sich die Aufklärung durchsetzte, schlug die Entwicklung um.

Neben religiösem Engagement spielten im katholischen Raum für die Berufswahl Versorgungsüberlegungen eine zentrale Rolle. Das galt auch für den Adel, wo nach Einführung des Fideikommisses hier anderweitige Karrieremöglichkeiten offen standen. Dafür kam das Bischofsamt oder die Position eines Domherren in Frage. Die Pfarrer rekrutierten sich dagegen überwiegend aus dem städtischen Bürgertum; sie mussten sich mit weit bescheidenerem Lebensstil begnügen. Dazu gesellte sich insbesondere in Südeuropa noch

ein beträchtliches klerikales Proletariat. Das waren Geistliche, welche in keiner Pfarre einen Posten gefunden hatten und sich mit religiösen Gelegenheitsarbeiten durchbrachten.

Ihr Einkommen bezogen beide Kirchen aus dem Zehnt, der von den Pfarrern eingehoben wurde, diesen aber nur teilweise zufluss (Kongrua). Dazu kamen in der katholischen Kirche die Erträge aus ihrem umfangreichen Vermögen, bestehend vor allem aus Grund und Boden sowie städtischen Bauten. Die Pfarrer konnten für ihre Dienstleistungen Stolgebühren einheben. Hersche meint, dass das durchschnittliche Einkommen der Kleriker fünf- bis zehnmal höher gelegen sei als jenes der Bevölkerung. Solches konnte in Südeuropa mit seinem hohen Geistlichenanteil schon eine spürbare Belastung des Volkseinkommens bedeutet haben.

Der katholische Klerus teilte sich in die Weltgeistlichen sowie die Ordensangehörigen. Die Klöster erlebten im Barock eine Hochblüte. Zwischen 1781 und 1787 wurden in der Monarchie 24.000 Ordensangehörige gezählt und 1.200 bis 1.400 Klöster. In Südeuropa war deren Dichte noch höher. Für Europa insgesamt schätzt der Autor eine Zahl von 500.000. Auch hier begann sich die Aufklärung gegen Ende des 18. Jahrhunderts durchzusetzen und führte zur Aufhebung von Klöstern – nicht nur in der Habsburgermonarchie.

Hier stand der Versorgungsgedanke besonders stark im Vordergrund. Das gilt vor allem für die Frauenklöster. Töchter wurden, wenn sich nicht eine entsprechende Ehe anbot, durch Entscheidung der Familie ins Kloster geschickt. Allerdings blieb auch der Eintritt nicht kostenlos. In der Regel hatte die Novizin eine „Mitgift“ einzubringen, welche ihren kapitalisierten Unterhalts-

kosten entsprach. Freilich gab es hier beträchtliche Unterschiede. Aber auch Männer fanden in Klöstern nicht nur Sicherheit, sondern auch interessante Arbeitsmöglichkeiten, insbesondere wissenschaftlicher Natur.

Hersche neigt offenbar zu der Ansicht, die Lebensbedingungen hätten sich in den Klöstern in einem gewissen Rahmen gehalten. Das entspricht nicht den einschlägigen österreichischen Untersuchungen. Danach hatte sich im Barock eher ein luxuriöser Lebensstil durchgesetzt, der auch eheähnliche Verhältnisse – im Umland – einschloss.

Die Aufklärungsliteratur wandte sich oft scharf gegen den Müßiggang in den Klöstern. Der Autor hält diese Kritik für weit übertrieben. Zwar wurde keine physische Arbeit mehr verrichtet, diese Aufgabe fiel den Laienbrüdern zu, doch übernahmen Mönche die Seelsorge in zahlreichen Pfarreien und veranstalteten viele religiöse Feste, sie waren in der Bildung tätig – die Kosterschulen erreichten Berühmtheit – und stellten häufig auch universitäres Lehrpersonal. Ebenso betätigten sie sich karitativ – die Klosterapotheken erfreuten sich großer Beliebtheit.

Eines der hervorstechendsten Merkmale der Klöster im Barock liegt in ihrer überwältigenden Architektur. Seit Ende des Dreißigjährigen Krieges bzw. – für Österreich – nach der Türkenbelagerung Wiens entstanden wahre „Paläste des Glaubens“. Hersche meint, dass diese Spitzenleistungen der Barockarchitektur für eine Region kennzeichnend seien, welche von der Schweiz über Bayern bis nach Ober- und Niederösterreich reichte. Die übrigen katholischen Gebiete hätten ihre Anlagen sehr viel sparsamer gestaltet. Diese Baukonjunktur erreichte ihren Höhepunkt um 1700 und ging um 1770

zu Ende.

Finanziert wurden diese Bauten vorwiegend aus den Erträgen der Klostergüter und aus frommen Stiftungen, natürlich spielten auch Kredite hierbei eine Rolle.

Für das Entstehen dieser fulminanten Bauten werden verschiedene mehr oder minder einleuchtende Ursachen angeführt. Am ehestens überzeugt die These, die Prachtbauten seien der Ausdruck eines Gefühls der „*Ecclesia triumphans*“, das mit der doch zumindest teilweise erfolgreichen Gegenreformation einherging. Vielleicht müsste man diese Überlegung noch erweitern. Denn die Barockarchitektur erfasste ja praktisch alle Bereiche. Wenn auch weniger fulminant, wurde sie schließlich fast in allen Kirchen realisiert. Es existiert kaum ein österreichisches Gotteshaus, das seine ursprüngliche – gotische – Ausstattung bewahrt hätte. Bis in die kleinste Landkirche drang der Barock vor.

Doch gilt das Gesagte ja nicht nur für die klerikalen Bauten. Parallel zur kirchlichen Bauwelle verlief eine säkulare. Der gesamte Hochadel, einschließlich des Kaisers, errichtete Schlösser, die den kirchlichen Prachtbauten durchaus entsprachen. Eine Tendenz, die sich bis in großbürgerlichen städtischen Häuser fortsetzte und letztlich auch nicht vor den protestantischen Staaten Halt machte. Es könnte sein, dass nach Ende des Dreißigjährigen Krieges und dem Ende der Türkengefahr, mit der erstmals seit Jahrzehnten ungestörten wirtschaftlichen Aktivität, ein neues Gefühl der Sicherheit und Zuversicht entstanden war, das – neben den Erfolgen der Gegenreformation – seinen Ausdruck in der barocken Architektur fand.

Die katholische Rückständigkeit

Eines der interessantesten Kapitel dieser Studie betrifft die Frage nach den Ursachen der ökonomischen Rückständigkeit des katholischen Raumes in der frühen Neuzeit, oder genauer: Hat der Katholizismus diese Rückständigkeit herbeigeführt? Hersche leitet den Abschnitt mit einem kurzen theoretischen Rückblick ein, worin er sich auf Max Weber bezieht, Müller-Armack erwähnt und sich Karl Polanyis Ablehnung der Neoklassik als Instrument der wirtschaftshistorischen Analyse anschließt. Die gesamte neuere theoretische Entwicklung, die von Douglass North initiierte Neue Institutionenökonomie (NIE) und ihre Bedeutung für die Wirtschaftsgeschichte sind ihm ebenso fremd wie einschlägige Werke, welche – explizit oder implizit – auf dieser theoretischen Basis aufbauen.

Inhaltlich geht er von der Tatsache aus, dass diese ökonomische Rückständigkeit bereits von den Zeitgenossen diagnostiziert wurde, welche sogar kleinräumig – in der gemischtkonfessionellen Schweiz – gravierende Unterschiede im ökonomischen Verhalten der Bevölkerung feststellen konnten. Ebenso wurde dieses Faktum von einer Fülle zeitgenössischer Autoren festgestellt, nicht zuletzt von den österreichischen Kameralisten, die protestantische Deutsche waren.

Besonders ins Auge sprang der wirtschaftliche Abstieg der oberitalienischen Städte, welche im Mittelalter die höchstentwickelte europäische Region darstellten. Das Bankwesen hatte seinen internationalen Rang eingebüßt, der Handel schrumpfte dramatisch, und ihre berühmte Textilerzeugung war fast vollständig zusammengebrochen. Ebenso hatte Kastilien seine einstige wirtschaftliche Bedeutung verloren.

Als Ursachen dafür zitiert der Autor aus der Literatur die Verlagerung der Seewege, die Refeudalisierung und Prädominanz der adligen Werte, den Verrat des Bürgertums und den „Hidalgismus“ in Spanien. Argumente, welchen er offensichtlich beschränkte Relevanz zuordnet. Er geht daher der Frage nach, wie weit vom Katholizismus Einflüsse in diese Richtung ausgehen hätten können.

Ein Element sieht er in der agrarischen Ideologie der Kirche. Diese schätzte die Arbeit in der Landwirtschaft besonders hoch ein. Ein Umstand, der sich teilweise aus dem umfangreichen Grundbesitz der Kirche, insbesondere der Klöster, erkläre. Darüber hinaus entwickelte sich aber auch eine ideologische Präferenz für die Landwirtschaft, als die gesunde, ursprüngliche Produktionsweise. Eine Einstellung, die letztlich ihren Niederschlag auch bei den Physiokraten gefunden hätte.

Alles das führte im katholischen Europa zu einer Reagrarisierung. In Italien investierten die ehemaligen Inhaber von Handelshäusern und Banken in Latifundien und forcierten die landwirtschaftliche Produktion. Ein Paradebeispiel für diese Entwicklung fand sich auch in Deutschland durch die Person eines Fuggers. Hersche meint, dies sei eine auch ökonomisch durchaus rationale Entscheidung gewesen. Da man der nordwesteuropäischen Konkurrenz in der gewerblichen Produktion nicht gewachsen gewesen sei, hätte man eben in eine hoch qualifizierte landwirtschaftliche Produktion ausweichen können. Freilich muss er im Folgenden selbst konstatieren, dass im nordwestlichen Europa auch die agrarische Produktivität höher gelegen sei als im südlichen.

Aber natürlich stellt sich vor allem

die Frage, wodurch diese mangelnde Konkurrenzfähigkeit zu Stande kam. Schließlich repräsentierten die italienischen Stadtstaaten im Mittelalter die höchstentwickelten Produzenten Europas. Die Verlagerung der Handelswege nach Nordwesteuropa musste nicht notwendig die Produktion und das Geldwesen betreffen.

Jedenfalls resultierte daraus die Tatsache, dass sich die Protoindustrialisierung in den protestantischen Ländern vollzog und nicht im katholischen Südeuropa. Die signifikante Ausnahme hätte wieder Frankreich dargestellt, welches man ja als Mutterland des Merkantilismus bezeichnen kann. Interessant erscheint der Hinweis des Autors darauf, dass die Habsburgermonarchie in dieser Hinsicht eine Zwischenposition einnahm, ein Umstand, auf welchen er später noch im Detail eingeht.

Hersche sieht eine der Ursachen für die wirtschaftlichen Differenzen zwischen den katholischen und protestantischen Ländern in den Verhaltensweisen. In der protestantischen Bevölkerung dominierte das unternehmerische Bürgertum mit hohem Arbeitsethos und Disziplin. Demgegenüber wurde im katholischen Raum der Kaufmann gering eingeschätzt, und im Zuge einer „Refeudalisierung“ entstand eine Präferenz für Muße und Verschwendung. Letzteres prägte auch das Investitionsverhalten insofern, als ungeheure Ausgaben für Prachtentfaltung im Allgemeinen und religiöser im Besonderen aufgewandt wurden. Das betraf nicht nur die schon erwähnten fulminanten Klöster, Adelsschlösser und Kirchen, sondern die sakralen Landschaften mit ihren Kapellen, Bildstöcken, Kreuzen und Ähnlichem, den ephemeren Barock, den Funeralpomp und den Sakralprunk. Eine Präferenz,

die sich auch im profanen Bereich manifestierte. Freilich weist der Autor darauf hin, dass demgegenüber die protestantischen Mächte weit stärker militarisiert waren als die katholischen – mit Ausnahme Österreichs. Die Militärausgaben erreichten dort die Hälfte oder drei Viertel (Preußen) des Budgets.

Im Bildungsniveau scheint zwischen den Gebieten der beiden Konfessionen auf der Elementarstufe kein gravierender Unterschied existiert zu haben. Die Differenz ergab sich nur aus dem Träger Ausbildung. War es in den protestantischen Ländern vorwiegend die öffentliche Hand, welche die Bildung vermittelte, blieb es in den katholischen Gebieten ausnahmslos die Kirche. Im mittleren Bereich entstanden Unterschiede nicht nur durch stärkere naturwissenschaftliche Akzente der Protestanten, sondern auch dadurch, dass sich mehr und mehr die Volkssprache im Unterricht durchsetzte, wogegen vor allem die Jesuiten am Lateinischen festhielten. Auch die Universitäten wurden in Südeuropa ausschließlich von kirchlichem Lehrpersonal betreut, was zu einer gewissen Verengung des Horizonts führte. Daraus erklärt sich, dass die einstmals berühmten italienischen Hochschulen einen dramatischen Attraktivitätsverlust erlitten.

Sehr eindeutig unterschieden sich aber die Belesenheit sowie die Einstellung zu den empirischen Naturwissenschaften. Untersuchungen zeigten, dass in der frühen Neuzeit im protestantischen Deutschland weit über die Hälfte mehr Bücher von der Bevölkerung besessen wurden als im katholischen Österreich. Auch die Autoren gehörten verschiedenen Bevölkerungskreisen an. Während unter den Protestanten die Bürger weit überwogen, rekrutier-

ten sich im katholischen Bereich die Verfasser nahezu ausschließlich aus dem Klerikerstand.

Geradezu dramatisch erwiesen sich die Differenzen in der wissenschaftlichen Forschung. Immer wieder ergaben Vergleiche, dass die überwiegende Mehrheit der aktiven Forscher und Erfinder Protestanten waren. In diesen Ländern kam es zur Gründung von wissenschaftlichen Akademien, welche für die Weiterentwicklung der Forschung viel bedeutender waren als die Universitäten. Zwar wurden auch in Italien solche gegründet, doch gingen sie entweder nach kurzer Zeit zu Grunde oder litten unter Geldmangel und wurden von den Jesuiten angefeindet. Den Höhepunkt erlebte das wissenschaftliche Leben dieser Zeit in England, dessen „Royal Society of London for the Promotion of Natural Knowledge“ (1662) zur berühmtesten ihrer Zeit wurde. Und der Autor weist völlig zu Recht darauf hin, dass diese Entwicklung nicht auf einzelne Personen zurückgeführt werden kann, sondern auf die jeweils herrschende Atmosphäre – mit anderen Worten die Institutionenstruktur.

Hersche gelangt schließlich zu dem Ergebnis, dass die beiden Konfessionen für 200 Jahre zu „gänzlich verschiedenen“ Kulturen in Europa führten. Erst ab 1750 wird eine gewisse Angleichung angestrebt – und teilweise auch erreicht. Der entscheidende Unterschied scheint ihm in der „Verschwendung“ und der „Muße“ der katholischen Kultur zu liegen. Und das habe sich letztlich in geringen produktiven Investitionen niedergeschlagen.

Zusammenfassend kommt Hersche zu dem Ergebnis, dass sich der Barock als Ideologie des europäischen Katholizismus der frühen Neuzeit darbiete. Nur marginal habe er den Pro-

testantismus lutherischer Prägung beeinflusst. Seine Zeit ging in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Ende; er erlag sowohl dem innerkirchlichen Wandel unter der Devise „zurück zum Tridentinum“, noch mehr aber dem Ansturm der Aufklärung von innen und außen.

Der Josephinismus

Die katholischen Staaten waren um diese Zeit der wirtschaftlichen Schwäche gegenüber dem protestantischen Norden gewahr geworden und entschlossen, dieses Problem in Angriff zu nehmen. Das galt nahezu für sämtliche dieser Länder, besonders akzentuiert erfolgte es jedoch in der Habsburgermonarchie, was den Autor veranlasste, diesen Prozess getrennt zu behandeln.

Tatsächlich kam es im Zuge dieser Entwicklung zu einer totalen Erneuerung der Institutionenstruktur. Eine solche Politik wurde bereits von Maria Theresia – welche persönlich noch in barocker Frömmigkeit aufgewachsen war – in Gang gesetzt und fand seinen Höhepunkt und Abschluss unter Joseph II. Im kirchlichen Leben wurde die barocke Pracht nicht nur der Bauten, sondern des gesamten sakralen Lebens vollständig abgeschafft, die Seelsorge nahm einen protestantischen Charakter an. Zahlreiche Klöster wurden aufgehoben, dafür entstanden 3.200 neue Pfarreien mit staatlicher Bezahlung und einfachen „josephinischen“ Kirchen. Die Geistlichen übernahmen staatliche Aufgaben, wie etwa die Bevölkerungsstatistik.

Die Verwaltung wurde gestrafft, die Qualifikation der Arbeitskräfte gehoben – es entstand der „josephinische Beamte“, für welchen das erste Mal in Europa eine Alterssicherung einge-

führt wurde: das „Pensionsnormale“. Das Gesundheitswesen erfuhr ebenso eine Ausweitung wie die Armenfürsorge – letztere freilich unter der Ägide der Arbeit: Die „Zucht- und Arbeitshäuser“ erlangten Berühmtheit. Zentrale Bedeutung hatten die Schulreformen. 1769 entstand in Wien die erste „Realschule“ und 1774 in den Erbländern die Elementarschule. Die Universitäten wandelten sich von Einrichtungen der Jesuiten zu solchen des Staates.

Aus diesen Andeutungen lässt sich entnehmen, dass der Autor durchaus zu Recht davon spricht, in Österreich habe sich zwischen 1750 und 1790 eine „religiös-kulturelle Revolution“ vollzogen, im kirchlichen Bereich eine „nachgeholte Reformation“.

Natürlich stießen diese Reformen, welche auf die Häupter des Volkes niederprasselten, teilweise auf wütende Ablehnung. Insbesondere die Bauern wollten sich die barocken Schönheiten der Religionsausübung, wie Wallfahrten und die Heiligenverehrung, nicht nehmen lassen. Das noch 200 Jahre zuvor protestantische Volk warf nunmehr den Behörden vor, sie wollten es „lutherisch machen“. In seinen letzten Jahren sah sich Joseph II. zu manchen Konzessionen gezwungen. Dennoch muss man zugeben, dass die Josephinische Reform einen einzigartigen Prozess darstellt, in welchem die Politik die gesamte Institutionenstruktur – die Kultur – umwandelte und das Land mit Erfolg auf die kapitalistische Entwicklung vorbereitete. Noch 1820 übertraf das Pro-Kopf-Einkommen des heutigen Bundesgebietes jenes des heutigen Deutschland.

Offene Fragen

Hersche ist es gelungen, mit seiner Arbeit eine wahrhaft umfassende Dar-

stellung des katholischen Barock zu präsentieren. Man wird von der Fülle des Materials fast erdrückt. Auch vermittelt er interessante Daten über die Zahl und regionale Verteilung des katholischen Klerus vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Sonst ist in der Arbeit keine tabellarische Darstellung zu finden.

Zur zentralen Frage, ob und, wenn ja, auf welche Weise der katholische Barock in der frühen Neuzeit die wirtschaftliche Entwicklung seiner Region behindert habe, werden gleichfalls zahlreiche Argumente vermittelt. Wesentlich scheint die Aussage, dass die beiden Konfessionen zwei vollkommen getrennte, spezifische Kulturen mit unterschiedlichen Verhaltensweisen prägten. Auf der einen Seite entstand so etwas wie der „*homo oeconomicus*“, auf der anderen der „*homo ludens*“. Das fand auch seinen Niederschlag in der Ausbildung mit ihrer säkular-naturwissenschaftlichen Orientierung im Protestantismus gegenüber der theologisch-philosophischen im Katholizismus, wie sich denn die „*scientific community*“ überwiegend in Nordeuropa etablierte. Manche Autoren meinen, dass die katholische Kirche nicht nur indirekt deren Entstehung behinderte, sondern sehr aktiv. So ging die Inquisition energisch gegen Forscher vor, welche unerwünschte Ergebnisse zu Tage förderten – der Fall Galilei wurde zum Symbol – und reglementierte die Publikationen durch den Index sowie ein Importverbot für ausländische Bücher strikte.

Den vom Autor betonten Einfluss der Verschwendung müsste man prüfen. Dem katholischen Prunk standen die hohen Militärausgaben der protestantischen Mächte gegenüber. Hier wären die Dimensionen wichtig. Grundsätzlich ist aber zu sagen, dass solche Ausgaben öffentlichen Konsum, im

Fall von Bauten öffentliche Investitionen darstellen. Ein restriktiver Effekt auf das Wachstum könnte davon nur dann ausgehen, wenn dadurch die gesamtwirtschaftliche Sparquote in einer Weise reduziert worden wäre, dass interessierten Unternehmern nicht ausreichend Kapital für Investitionen zur Verfügung gestanden wäre. Das war offenbar nicht der Fall, denn – wie Hersche sagt – im katholischen Raum investierten Unternehmer sehr wohl, aber eben nicht in zukunftssträchtige gewerbliche Bereiche.

Die Frage scheint sich daher auf etwas anderes zuzuspitzen. Wieso existierte im katholischen Süden nicht eine relevante Schicht bürgerlicher Unternehmer, welche den technischen Fortschritt im Rahmen ihrer unternehmerischen Dispositionen realisierten? Dieser Umstand scheint deshalb erstaunlich, weil ja bis in das späte Mittelalter im Handel wie in der Produktion und auch im technischen Fortschritt Norditalien an der Spitze Europas stand. Und noch zu Ende des Mittelalters zählte Venedig zu den Städten mit der höchsten Produktion in einigen wichtigen Branchen (Samt, Seide, Glas, Buchdruck, Luxusartikel). Auch brach der Mittelmeerhandel nicht zusammen; er wurde nur von den technisch wie kommerziell überlegenen Engländern und Franzosen übernommen. Was bewirkte die Lähmung einer Gesellschaftsschicht, ihres innovatorischen Impetus, welcher sie im Mittelalter ausgezeichnet hatte?

Alle die gewichtigen Argumente Hersches betreffen den Zeitraum von 1600 bis 1750. Aber entscheidende Änderungen müssen ja zuvor in Gang gekommen sein. Das heißt aber auch, dass die barocke Institutionenstruktur allein für den Rückstand der katholischen Region nicht verantwortlich ge-

macht werden kann, sie hat offenbar einen bereits in Gang gekommenen Prozess fortgesetzt und intensiviert.

Hier wäre die Spur von „Refeudalisierung“ und „Hidalgismus“, des „Verrats des Bürgertums“, wiederaufzunehmen. Offenbar bewegte sich das Bürgertum aus einer Position der Konkurrenz zum Adel zu einer der Anpassung, zu einer Übernahme des aristokratischen Wertekanons. Das bürgerliche Selbstbewusstsein, wie es sich noch im späten Mittelalter in Lehr- und Erbauungsbüchern, wie jenem von L. Alberti, „*Del governo della famiglia*“, ausdrückte, war verloren gegangen. Charakteristischen Ausdruck fand diese Position in den oberitalienischen Stadtrepubliken. Die venezianischen Patrizier, welche ihren erblichen Rang durch Eintragung im „*Goldenen Buch*“ demonstrierten, nannten sich „*nobili*“ und blickten voller Verachtung auf den Handel herab. In Mailand wurde diese Position normativ fixiert. 1652 schuf man den Rang

des „*cavaliere patrizio*“, eine Art adeliger Patrizier. Und 1716 erging ein Gesetz, wonach nur jene als Patrizier anerkannt wurden, die nachweisen konnten, dass u. a. seit drei Generationen kein Mitglied der Familie deren Ansehen durch eine kaufmännische Tätigkeit geschädigt habe. Im 18. Jahrhundert verkehrten die Familien der städtischen Patrizier mit dem Landadel des die Stadt umgebenden Herzogtums als Ebenbürtige miteinander. Diese Darstellung bezieht sich zwar auf das Barockzeitalter, doch weist sie darauf hin, dass dieser Prozess schon sehr viel früher in Gang gekommen sein muss.

Diese Überlegungen sollten natürlich den Wert dieser hochinteressanten Studie in keiner Weise einschränken. Ihre Bedeutung liegt eben, neben ihrem informativen Gehalt, auch darin, den Ausblick auf zentrale Fragen eröffnet zu haben.

Felix Butschek